

# Rajoy im Heidiland

Er kommt uns panisch vor: Spanien nach der Wahl

MADRID, 10. März  
Wahrscheinlich sind alle Wahlkämpfe langweilig, wenn nicht gerade ein neuer Messias vors Mikrofon tritt, aber der spanische war eine Zumutung. Allein schon deswegen, weil die Arbeit der Vermarktungsleute so schamlos ans Licht trat. „Mit Kopf und Herz“, dichteten die Konservativen, und man will sich nicht ausmalen, wie lange in der Parteizentrale über diese Reihenfolge gegrübelt worden ist. „Wir sind mehr“, hieß es bei den Sozialisten, eine clevere Marketingleistung, weil sich in dem Spruch kuscheliges Apo-Gefühl und autoritäre Drohgebärde („Wir sind mehr, und ihr seid weniger“) bruchlos miteinander verbinden.

Am Sonntagabend, als der Sieg des Amtsinhabers José Luis Rodríguez Zapatero feststand, trat der sozialistische Generalsekretär José Blanco vor, dessen Kurznamen Pepe man mit einem gewissen Recht zu „pepino“ (Gurke) verkleinert. Blanco blinzelte in die Scheinwerfer, als habe er sich nur mühsam vom Aktenstudium im Dienst des Volkes losgerissen, und sagte, welche gesellschaftlichen Errungenschaften mit dem Sieg der Sozialisten bewahrt worden seien, darunter auch „der Frieden“ – gemeint war der Komplex des baskischen Terrorismus, für den es inzwischen kaum noch ein Wort gibt, doch wenn ein Wort garantiert das falsche ist, dann Frieden. Blanco schloss seine Ausführungen mit einem „Buenas noches, y buena suerte“, einer wörtlichen Übersetzung von „Good night, and good luck“, der Formel des amerikanischen Fernsehjournalisten Edward R. Murrow aus der McCarthy-Ära, als wären in Spanien wirklich dieselben Schlachten zu schlagen.

Dabei kann man darauf wetten, dass Blanco und seine Genossen den Namen Murrow nur aus George Clooneys Verfilmung kennen. Dass sich die Wahlkampfstrategen der Regierungspartei eine Zeile aus Hollywood leihen, um sich als unschuldig verfolgte Sachwalterin der politischen Subversion aufzuspielen, ist schon ein starkes Stück, aber dergleichen geht in diesen Tagen un widersprochen durch. Gekauft wird, was schmeckt.

Zum erstenmal seit fünfzehn Jahren hatte sich Spanien wieder ein Fernsehduell der Kandidaten geleistet. Leider erfüllte, was dort an zwei Montagabenden abließ, nicht einmal das Minimum an journalistischer Professionalität. Die Kandidaten warfen dem Publikum ihre Textbausteine um die Ohren, während von ihrer Moderatorin nur zu berichten ist, dass sie eine orangefarbene Kostümjacke trug. Kein einziger Versuch, aus den schlachtenmüden Automaten zur ihrer Linken und Rechten eine Debatte herauszukitzeln. Eine vierundneunzigjährige Wählerin, die sich am Sonntagmorgen von ihrem Sohn zur Wahlurne bringen ließ, befand knapp: „Rajoy ist ernsthafter, aber Zapatero ist sympathischer.“ – „Dann wähl den Ernsthaften“, riet ihr der Sohn, was sie auch tat. Gewonnen hat der Sympathischere.

Denn der Ernsthaftigkeit ein ernsthaftes Problem. Wenige Tage vor der Entscheidung erfand Mariano Rajoy eine Allegorie für das, was er in seinem Land verändern wollte, und phantasierte von einem Mädchen, das mit einem Dach über dem Kopf aufwachsen solle, mit Eltern, die Arbeit haben, und mit Stolz in der jungen Brust auf ihr großes, geschichtsträchtiges Land. „Tief drinnen“, wie man so sagt, dürfte es bei Rajoy ein Gefühl gegeben haben, das diesem Bild entsprach. Doch der Kandidat ist nicht gerade mit der Kamera befreundet, er zeigt zu oft die Zunge und rollt mit den Augen, und in solchen Momenten wirkt er panisch. Dass niemand den als Parlamentsredner hochgeachteten, eher zu Ironie und Intellektualität neigenden Rajoy von seiner Kitsch-Einlage im Fernsehen abhielt, spricht ein vernichtendes Urteil über seine Berater.

Und vermutlich war das der Höhepunkt des Wahlkampfs. Im Handumdrehen spottete ganz Spanien über „das Mädchen von Rajoy“. Offenbar müssen einige noch lernen, die Karnevalisierung des politischen Diskurses im Internet einzukalkulieren. Dort, in den Blogs und Foren, formiert sich in Minutenschnelle eine Gegenmacht, die jeden Patzer der Lächerlichkeit preisgibt. Wer „La niña de Rajoy“ in die Suchmaschine tippt, erhält fast zwei Millionen Treffer. Natürlich gibt es nicht nur eine Website dieses Namens, sondern auch unzählige Parodien bei Youtube, von der „Exorzist“-Version bis zur unheimlichen Parallele aus der Zeit des Diktators Franco, der seine kleine Tochter im Fernsehen ein Sprüchlein für alle armen Kinder dieser Welt aufsagen ließ. Unangefochtener Spitzenreiter mit mehr als dreihunderttausend Zuschauern ist „Rajoydi“, der Zeichentrickfilm über eine spanische Heidi auf der Alm, die froh ist, nicht in der Zapatero-Ära leben zu müssen. Von ihrem Papa, dem gescheiterten Kandidaten der Volkspartei, lässt sich nicht dasselbe sagen. PAUL INGENDAAY



Mae West wäre zufrieden gewesen mit ihr: Marianne Rosenberg steigerte sich während ihres Frankfurter Konzerts zur Jazzdisease von Format.

Foto Henning Bode

## Lieder der Nacht

Marianne Rosenberg, Teeniestar der Siebziger, dann Ikone der Schwulenbewegung, begann in Frankfurts Alter Oper ihre Chanson- und Jazztournee.

Diese Frau besteht aus tausend Widersprüchen. Da kommt sie als eine späte Mae West der Vorstadt mit blonden Wallelocken und Föhnwelle, Glitzerschwarzem und Strassgehänge auf die Bühne, wiegt gepolsterte Schultern, wackelt mit üppigen Hüften, wankt auf Highheels – und singt dann „How high the moon“ so glockenhell wie Ella Fitzgerald und so guttural wie Nina Simone. Danach ein erster hastiger Griff zum Wasserglas, dem noch viele folgen werden. Jetzt weiß man, dass die gelegentlich metallisch kratzenden Töne und Krächzer Erkältung sind. Man bangt mit ihr um jeden Ton – und sie schickt zur Antwort einige der kristallklaren Langzeittriller in den Saal, die sie in den siebziger Jahren als den Teenager mit den unsäglich biederem Liedern und der unglaublich kraftvollen Unschuldssengstimme zur Legende machten.

Einer ihrer damaligen Hits war „Lieder der Nacht“. Jetzt erst singt sie wirklich solche, dunkel verzweifelt, aber reagiert auf das Publikum wie die einstige „Kleene“, die vor Lampenfieber fast vergeht: Maliziöses Lächeln in lila Licht, sie haucht irgendetwas verrückt Erfahrenes ins Mikrophon – und verhaspelt sich. Die auswendig gelernte Souveränität splittert und wird durch verlegenes Wiederholen des richtigen Texts verschlimmbessert.

„I’m a Woman“ heißen ihre Tournee und ihre neue CD. Beide präsentieren Marianne Rosenberg mit den ganz großen Jazz- und Swingklassikern. Was ist das mit dem Werben, das ins Leere fällt, was mit dem gleichgültigen Gegenüber, das in Kopf und Gefühl nistet? „Liebe wird leicht zum Hirngespinnst“, sagt die Sängerin und singt ein samtblau timbriertes „You go to my head“. Schön ist das, wenn nur nicht die einstudierten Diven-gesten wären, die peinlich oft eine Sekunde hinter den Worten herhinken. „Mir bleibt im Leben nichts erspart“ ist die berlinisch gefärbte deutsche Version von „Ev’rything happens to me“. Mutig und der geistreichen Übersetzung angemessen macht die Sängerin eine komische Nummer daraus. Die ihr aber zur unfreiwillig tragikomischen verrutscht, weil sie sich so sehr auf die Töne konzentriert, dass sie den gestischen und mimischen Faden verliert.

Was passiert dort oben, fragte man sich in der Pause, wie lange halten Gesang und Sängerin zusammen? Dann kommt dieselbe Person in einem schlichten schwarzen Anzug, hat die Föhnwelle ausgebürstet und bürstet Lieder gegen den Strich. Die Stimme ist jetzt so ge-

schmeidig wie die Soli des Bassisten und des Saxophonisten ihrer brillanten fünfköpfigen Band. Der atemberaubend hohe Sopran ist wieder da, samt zuvor ungekannten, extrem tiefen Tönen, die die Boxen vibrieren lassen. Kompliziert arrangierte Klassiker wie „Everytime we say goodbye“ oder „The more I see you“ werden ihr Spielmaterial für vokale Eigenheiten. Bei „Where is love?“ steht die Stimme über sparsamen Gitarreakkorden allein in dem Riesensaal, und die orientalischen Triller, die sie den langen klaren Tönen beimischt, sind nicht Mätzchen, sondern Bereicherung.

Die Ikone der gay community hat die Sängerin in der Garderobe gelassen. Die Ikone, nicht das Lebensgefühl. Das merkt man, wenn sie „Im Schwarzen Café“ singt, ihr Lied für den früh verstorbenen Kollegen und Gefährten Rio Reiser. „Im Sommer wird es so schnell hell“, heißt es in ihrem Lob der Nacht, in der beide zu Hause waren. Man versteht, warum manche auf den Tag verzichten und dass im Dunkeln alle Katzen nicht grau, sondern geheimnisvoll und faszinierend werden. Dieselbe Frau, die dabei beklemmend wahrhaftig von der Qual der Einsamkeit singt, besingt ebenso eindringlich die Last des paarweisen Lebens: „Ich machte dich mit von Jahr zu Jahr.“

Was, wären Romeo und Julia nicht jung gestorben, sondern Langzeitpartner geworden? Diese Frage ist banal und wurde dementsprechend vor langer Zeit in einer Bühnenklammer von Ephraim Kishon beantwortet. Aber wir haben sie auch zur Banalität erklärt, weil sie der Wahrheit so furchtbar dicht im Nacken sitzt. Das wird deutlich, wenn Marianne Rosenberg einen ihrer Hits ankündigt, die sie bis 2004 gemieden hat wie die Pest. „Marleen, eine von uns beiden muss nun geh’n“ hieß er 1976. Mit knappen Worten sagt die Sängerin 2008, was nach dem Verzicht der anderen geschieht, nämlich ein mitleidiger „Das hast du mit davon“-Blick, als das Wohnheitspaar und die andere sich nach zwei, drei Jahren zufällig auf der Straße begegnen.

Natürlich wurde „Marleen“ bejubelt. Noch mehr aber, und zu Recht „I’m a woman“, eine Rhythm & Blues-Nummer, so wild und rauh gesungen, wie es selbst eingeleichtete Fans Marianne Rosenberg wohl nicht zugetraut hätten. Der Höhepunkt aber wurde die Zugabe: Edith Piafs „La vie en rose“. Man kennt tausend Versionen, keine erreicht die Intensität des Originals, diesen von der ersten Sekunde an ungestüm durchdringenden, tragischen Ekstaseton. Marianne Rosenberg trifft ihn sofort, ohne zu kopieren – und reißt ihn mit einem Tonsprung vor den letzten Zeilen in eine kaum erträgliche Intensität. Ovationen.

Und dann, ganz zuletzt und nur am Flügel begleitet, sang sie auf der leeren Bühne kalkweiß lächelnd ein eigenes Lied in der Tradition der beiden Totenlieder-Zyklen von Blandine Ebinger. Es ging um die eigene Beerdigung und das befreiende Ende aller Gedanken und Gefühle, die ein Leben jagen. Man verlässt den Saal benommen. DIETER BARTETZKO

# Im Ehe-Gasometer

In Zürich rettet Jens-Daniel Herzog die Oper „Intermezzo“ von Richard Strauss

ZÜRICH, 10. März  
Bekanntermaßen konnte Richard Strauss alles komponieren, auch Schinkenbrote und Geschlechtsverkehr, abgeschlagene Prophetenhäupter und Alpenpanorama, im Zweifelsfall auch das Telefonbuch von Garmisch-Partenkirchen oder seinen Ehealltag, und in „Intermezzo“ vor allem Letzteres. Bei der Sensations-Uraufführung 1924 in Dresden trug der Sänger des Kapellmeisters und Tondichters „Robert Storch“ gar eine Richard-Strauss-Maske, um jedes Missverständnis auszuschließen: Hier war tatsächlich ein Blick in das höchst Private des Starkomponisten zu werfen, aufs zänkische Weib vor allem. Diese „Christine“, die selbst wenigstens der Gedankenstunde mit einem jungen Baron nicht ganz unschuldig ist, macht dem Meister die Hölle heiß, als sie ihn der Unzucht mit einer gewissen Miese Maier überführt glaubt. Das Ganze stellt sich als denkbar dumme Verwechslung heraus, und am Ende konnte sich der vollkommen unschuldige Mann Strauss von seiner final pazifizierten Bühnen-Gattin vorsingen lassen, was er so immer schon hören wollte: „Du bist mein schöner, reiner, prachtvoller Mann!“ und „Ich werde dir nie mehr widersprechen!“.

Karl Kraus war das des Guten zu viel: „Eine trivialere, aber zugleich dreistere Ödigkeit dürfte wohl noch selten in die Sphäre künstlerischer Gestaltung eingegangen sein“, urteilte er. Zumal er die weibliche Hauptperson entschieden „verunglimpft“ sah. Schwer lastet die Kraussche Strauss-Vernichtung also von Anfang an auf „Intermezzo“. Nicht einmal dessen unstrittige musikalische Interessenheiten konnten diese „Opera domestica“ retten: ein experimentierender Umgang mit den verschiedensten Formen der komponierten Rede zwischen Sprechen und Singen, die Weiterentwicklung des „Ariadne“-Konversationstons, die Trennung der orchestral entschlackten Dialogpartien von nicht weniger als zwölf instrumental kommentierenden Intermezzi, eine dem Film abgeschauten Montage-Dramaturgie und anderes mehr. Doch den Strauss-Kulinarikern fehlen die schönen Stellen, und Strauss-Gegnern bietet das selbstverfasste Libretto leichte Beute zur Ideologiekritik: „Intermezzo“ ist ein Spielplanrisiko.

War deshalb noch so viel Platz bei der Premiere im Zürcher Opernhaus? Dass hier allerdings nicht eine heitere Episode aus dem Eheleben eines Genies und seiner Xanthippe verhandelt wird, macht die Szene von Mathis Neidhardt auf den ersten Blick klar: Ein riesiger Gasometer stellt hier die Ehe-Bühne dar, ein drehbarer Zylinder, der sich öffnet und schließt, dann sieht man in eine fensterlose, hermetische, bürgerliche Tapetenwelt. Vermutlich ist sie überheizt, denn das meist einzige Ausstattungsdetail ist ein umlaufender Heizkörper. Ein Ehefrauengefängnis, ein Hamsterrad mit Dienstboten. Nach fünf

Minuten – eigentlich wird hier der Hausherr und große Mann Storch für seine Reise ausstaffiert (und nebenbei besagtes Schinkenbrötchen komponiert) – hat Frau Christine, hier noch das überspannte Luxus-Blondchen, ein Rasiermesser in der Hand, mit dem sie gefährlich umgeschickt herumhantiert: Konsequenz hat Jens-Daniel Herzog dem Stück alle Gemütlichkeit ausgetrieben und es auf Rasiermesserschärfe zugespitzt. Ist es eine Komödie? Es ist eine Tragödie, die Tragödie der einsamen Frau. Die auf einen zweifelhaften Jung-Baron hereinfällt, die sich, wenn sie allein ist, mit Kuchen vollstopft. Gespenstischerweise hört man dazu Musik mit hohem Zuckergehalt. Herzog zeigt Bilder und Gesten des bürgerlichen Elends, der Depression, und dann, kurz vor der Pause, öffnet er kalten Herzens den Blick ins absolut Monströse: Als Christines Welt, nach dem kompromittierenden Brief der Miese Maier, zusammenbricht, da tritt die Sopranistin Christiane Kohl ans Kinderbett des kleinen Bubi, und als der den Papa nicht böse finden und auch nicht verlassen will, da drückt sie ihm das Kopfkissen aufs Gesicht, und fast wäre der Bubi erstickt. Entsetzt läuft er vor der Mama weg.

Natürlich ist es eine Tragödie, erzählt mit dem doppelten Boden einer Komödie. Christine wird da nicht herausfinden. Am Schluss sitzt ihr Robert wieder am Tisch, man singt zunehmend apothetisch von Versöhnung und von der „wahrhaft glücklichen Ehe“, aber Robert löffelt seine Suppe dazu, die Nase schon in der nächsten Partitur, selbstvergessen dirigierend. Mit dem letzten Schlag schließt sich der Gasometer, es ist wahrhaft furchtbar.



Ehe eines Genies: Kapellmeister Storch (Rod Gilfry) ist auf dem Sprung zum nächsten Konzert, seine Frau (Christiane Kohl) denkt an den nächsten Kuchen.

Foto Suzanne Schwiertz

## Webers Jubel-Messe

Ankauf der Staatsbibliothek Berlin

Die Musiksammlungen der Staatsbibliothek Berlin konnten ihren Besitz um das Partitur-Autograph der „Jubel-Messe“ von Carl Maria von Weber erweitern. Die Missa Nr. 2 G-Dur aus den Jahren 1818 und 1819 ist eines der vier Kirchenmusik-Werke, die Weber in seiner Zeit als Dresdner Hofkapellmeister für den sächsischen Hof komponierte. Mit dem ersteigerten Autograph befinden sich jetzt drei dieser Dresdner Werke in der Berliner Weber-Sammlung. Es zeige nach Angaben der Staatsbibliothek eine saubere, gut lesbare Schrift und sei unter konservatorischen Gesichtspunkten in einem sehr guten Zu-

stand. Weiter gelang der Staatsbibliothek, die eine der größten Mozart-Sammlungen weltweit beherbergt, der Ankauf einer frühen Abschrift des „Don Giovanni“. Die um 1788 bis 1790 gefertigte Kopie war zuletzt im Besitz des 2004 verstorbenen Oxforder Musikforschers Albi Rosenthal. amue

## Platzgeschenk

Jürgen Rüttgers ermutigt Münster

Beim traditionellen Kramer-mahl der Münsteraner Kaufmannschaft hat der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Jürgen Rüttgers der Stadt die Hilfe des Landes für die Entwicklung des Hindenburgplatzes, auf dem eine Kultur- und

Kongresshalle entstehen soll (F.A.Z. vom 23. Februar), in Aussicht gestellt. Zwar sagte er für das umstrittene Projekt keine direkte finanzielle Unterstützung zu, doch erklärte er, das Land sei bereit, der Stadt oder einer Stiftung das Grundstück vor dem Schloss kostenlos zu übertragen. Rüttgers regte an, einen städtebaulichen Wettbewerb für das gesamte Areal durchzuführen und „es den weltbesten Architekten und Stadtplanern zu überlassen, Vorschläge für eine Neugestaltung und Nutzung dieser Flächen zu machen“. Bevor es dazu kommen kann, muss das Vorhaben am 27. April einen Bürgerentscheid überstehen, mit dem eine Initiative erreichen will, dass die Stadt sich nicht finanziell an der von einer Stiftung propagierten Kultur- und Kongresshalle beteiligt. aro.

# DOROTHEUM

SEIT 1707

Erste Auktionswoche 2008

## Alte Meister, 15. April, Gemälde des 19. Jhs., 16. April Antiquitäten, 17. April, Juwelen, 18. April

Besichtigung ab 5. April 2008, Palais Dorotheum, Dorotheergasse 17, 1010 Wien  
Tel. +43-1-515 60-570, client.services@dorotheum.at, Kataloge online: www.dorotheum.com

Vorbesichtigung ausgewählter Auktionshöhepunkte:  
Dorotheum Düsseldorf, 27. März, Südrst. 5, Düsseldorf, Tel. +49-211-210 77-47, duesseldorf@dorotheum.de  
Dorotheum München, 31. März, 1. April, Galeriestr. 2, München, Tel. +49-89-244 434 73-0, muenchen@dorotheum.de

Oswald Achenbach (1827–1905), Campagnalandschaft mit der Via Appia (Ausschnitt), 1892, 106 x 150 cm, Auktion 16. April